

NATASCHA VITTORELLI

HEIMATEN VERLIEREN UND FINDEN. MEIN JUGOSLAWIEN.



Die Wahrheit ist in Scherben zerfallen wie ein Spiegel. Jedes Bruchstück reflektiert seine Wahrheit. In diesem Augenblick (April 1992, Anm. N.V.) reden die Völker des ehemaligen Jugoslawien sich und anderen ein, daß alles Lüge ist, was

vorher war. Das hat es nie gegeben, sagen sie.

Denn hätte es existiert, wäre es dann zu dem gekommen, was nachher geschah?

(Dubravka Ugrešić, Die Kultur der Lüge, Frankfurt am Main 1995, 59.)

Über den Kriegsverbrecher Ratko Mladić, der monatelang von den umliegenden Bergen Granaten auf Sarajevo abfeuerte, kursiert die Geschichte, daß er einmal das Haus eines Bekannten im Fadenkreuz erblickte.

Die Geschichte erzählt weiter, daß der General dem Bekannten telefonisch mitteilte, er gebe ihm fünf Minuten Zeit, um die Alben einzupacken, denn er werde sein Haus in die Luft jagen. Der Mörder dachte dabei an die Alben mit Familienfotos. Der General, der systematisch an der Zerstörung der Stadt arbeitete, wußte genau, daß er die ERINNERUNG zerstören wollte. Seinem Bekannten schenkte er „großzügig“ das Leben mit dem Recht auf Erinnerungen. Das nackte Leben und ein paar Familienfotos. Es gibt zwei Sorten Flüchtlinge: solche mit Fotos und solche ohne Fotos, sagte ein Flüchtling aus Bosnien.

(Dubravka Ugrešić, Das Museum der bedingungslosen Kapitulation, Frankfurt am Main 2000, 13f)

1,

Falls eine Autorin Heimat bedeuten kann, dann fand ich eine solche bei Dubravka Ugrešić – zumindest eine Ersatzheimat, für ein Weilchen. Falls Heimat ein Gefühl der Zugehörigkeit bedeutet, dann wollte ich mich zu Dubravka Ugrešić und ihren LeserInnen zugehörig fühlen. Schließlich handelte es sich um eine Gruppe von Menschen, die ich mir folgendermaßen imaginier- te: Sie alle waren von Jugoslawien betroffen, und sie alle konnten seinen Verlust kaum verwinden. Dubravka Ugrešić, ihre mir unbekannte LeserInnenschaft und ich – so stellte ich mir vor – waren BewohnerInnen eines

virtuell gewordenen Jugoslawiens; uns einte nicht nur die gemeinsame Lektüre, sondern auch der gemeinsam empfundene Schmerz. Und wengleich dieser Schmerz über den Verlust Jugoslawiens mit den Jahren nachge- lassen hat, so frage ich mich manchmal, ob ich mich je damit abfinden werde, dass es Jugoslawien nicht mehr gibt.

Doch selbst wenn es Jugoslawien noch gäbe, hätte es dann irgendetwas mit dem Jugoslawien meiner Erinne- rung, dem Jugoslawien meiner Kindheit und Jugend gemein? Die Rückreise in die Heimat wäre mit einer Zeitmaschine anzutreten, hat Miljenko Jergović kürz- lich treffend formuliert.

2.

1991 war das Jahr meiner Matura. Seit ich denken kann, war Geschichte mein Lieblingsfach gewesen. Und so lag es nahe, eine Fachbereichsarbeit in Geschichte zu schreiben. Ich wählte den Kosovo-Konflikt als Thema. Gegen Ende der Reifeprüfung fragte mich der Vorsit- zende der Prüfungskommission nach meiner Einschät- zung: Würde es zu einem Krieg in Jugoslawien kom- men? Ja, antwortete ich bestimmt, das würde es.

2001 fand unsere zehnjährige Maturafeier statt. Da waren die NATO-Bombardements auf Jugoslawien oder das, was davon übrig geblieben war, auch schon Ge- schichte. Meine ehemalige Klassenvorständin bekannte bei dieser Gelegenheit, dass sie in den letzten Jahren oft an mich und meine Prognose gedacht hätte. Bei mir löst die Erinnerung an meine Prophezeiung bis heute Scham und Ärger aus: Ich ärgere mich über alle PolitikerInnen dieser Welt! Wenn ich, als 18-jährige Schülerin, die ihre Informationen aus der ZIB und dem „Profil“ bezogen hatte, in der „Lage“ gewesen war, diesen Krieg voraus- zusehen, wieso zeigten sich PolitikerInnen – insbeson- dere die europäischen – so überrascht von dem, was bald danach passieren sollte? Vor allem aber: Wieso haben sie es nicht verhindert? Und ich schäme mich für die Unbedachtheit und Selbstgefälligkeit meiner Aussa- ge. Krieg? Ja, natürlich würde es dazu kommen! Aber was das bedeutet, was Krieg heißt und impliziert, das konnte ich mir zu diesem Zeitpunkt gar nicht vorstel- len, wollte es vielleicht auch nicht – selbst jetzt kann

ich es mir nicht vorstellen, aber ich habe eine Ahnung davon erhalten.

3.

Unmittelbar nach der Matura trat ich einen Ferialjob bei der Post an. Kaum zehn Tage danach sollte sich meine Prophezeiung bewahrheiten; ununterbrochen saß ich vor dem Bildschirm oder dem Radioapparat und verfolgte alle Nachrichtensendungen. In dem Moment, als die Existenz Jugoslawiens bedroht war, schien ich nicht nur eine Heimat zu erkennen, sondern diese zugleich zu verlieren. Davor hatte es Jugoslawien einfach gegeben, danach war nichts mehr wie davor. Nach zwei Wochen gab ich den Ferialjob bei der Post auf.

4.

Studieren wollte ich nach der Matura eigentlich nicht. Oder vielleicht doch, aber weder mein Umfeld noch ich selbst trauten mir das zu. Im Sommer 1991 nahm ich eine Vollzeitstelle in einer Bibliothek an. Ungezählte

MIGRANTINNEN NEIGEN DAZU, DIE GESCHICHTE IHRER HERKUNFT UND IHRER MIGRATION ZU VERSCHWEIGEN, SIE WIRD ZU EINER ART FAMILIÄREN TABUS. DIE GESCHICHTSLOSIGKEIT, IN DER ICH AUFGEWACHSEN WAR, VERSUCHTE ICH MIT GESCHICHTE ZU KOMPENSIEREN.

Male händigte ich Studierenden das Vorlesungsverzeichnis aus, bevor ich selbst Einblick darin nahm und beschloss, gegen alle inneren und äußeren Widerstände ein Studium zu versuchen: Serbokroatisch und Geschichte. Ich wollte verstehen, wie es zu diesem Krieg gekommen war, der mir Jugoslawien weggenommen hatte.

Diese Studienwahl hatte einen unbeabsichtigten Effekt: Während Österreich und Jugoslawien bis dahin zwei fein säuberlich getrennte Bereiche meines Lebens waren, katapultierten Krieg und Studium Jugoslawien

und Serbokroatisch zwangsläufig mitten in meinen Wiener Alltag hinein.

Und noch etwas wurde mir im Laufe der Zeit bewusst: MigrantInnen neigen dazu, die Geschichte ihrer Herkunft und ihrer Migration zu verschweigen, sie wird zu einer Art familiären Tabus. Die Geschichtslosigkeit, in der ich aufgewachsen war, versuchte ich mit Geschichte zu kompensieren. Und vielleicht ist es auch diese von mir erlebte Geschichtslosigkeit, die mich geradezu verbissen Fotoalben für meine jetzt zweijährige Tochter produzieren lässt.

5.

Mein Großvater war Mitte der 1960er Jahre als jugoslawischer Gastarbeiter nach Wien gekommen. Seine jüngere Tochter – meine Mutter – sollte ihm bald folgen. Während er nach nur zwei Jahren wieder heimkehrte, blieb meine Mutter in Wien: Sie fand Arbeit, lernte meinen Vater kennen, heiratete, gründete eine Familie, ließ sich scheiden, wurde Alleinerzieherin, fand Arbeit, verlor Arbeit, fand Arbeit, verlor Arbeit, fand Arbeit,

ging in Pension. Ihr war viel daran gelegen, dass ich gut Deutsch lernte. In ihrem Bestreben ist sie erfolgreich gewesen: Ich spreche gut Deutsch, besser als Serbokroatisch. Heute denke ich, dass sie mir eine Erfahrung ersparen wollte, die sie selbst gemacht hatte: in Österreich zu leben und

sich die deutsche Sprache mühevoll aneignen zu müssen; und so hörte sie auf, Serbokroatisch mit mir zu sprechen, als ich vier Jahre alt war. Das Angebot der Volksschule, ich könne stundenweise am Serbokroatisch-Unterricht teilnehmen, lehnte meine Mutter ab.

6.

Jedes Jahr, wenn der Ferienbeginn näher rückte, stellten sich bei mir unbändige Vorfreude und kindliche Nervosität ein. Ich konnte es kaum erwarten, nach Jugoslawien

zu kommen, meine Familie wiederzusehen, Serbokroatisch zu sprechen. Wenn die Volksschullehrerin uns nach den Ferien befragte, wie wir diese verbracht hatten, bemitleidete ich meine MitschülerInnen still und heimlich; während sie vielleicht eine oder zwei Wochen hier, eventuell sogar drei Wochen dort gewesen waren, hatte ich ganze zwei Monate in Jugoslawien verbracht. „Mein Jugoslawien“ hatte jedoch wenig Touristisches an sich – ausgenommen jener beiden Wochen, die wir regelmäßig ans Meer fuhren. „Mein Jugoslawien“ war ein Paradies: der Inbegriff von Freiheit und Unbeschwertheit! Die einzige Auflage, unter der ich morgens nach dem Frühstück das Haus verließ, lautete: Zum Mittagessen, so gegen halb drei Uhr, hatte ich wieder zurück zu sein. Von dieser Regel gab es eine Ausnahme: Sollte mir irgendwo angeboten werden, mitzuessen, so hatte ich nach dem Nachnamen der Einladenden zu fragen, und wenn dieser Gerasimović lautete – es sich also um „Unsrige“ handelte – dann dürfte ich mich an den Tisch setzen und zugreifen.

7.

Der Krieg zerstörte dieses Jugoslawien und das Jugoslawien so vieler anderer. Hinzu kam die Verunsicherung und Bedrohung meiner Erinnerung: Wenn „mein Jugoslawien“ so bitter bekämpft, wenn es zerstört und vernichtet werden musste, was war es dann überhaupt gewesen? Hatte ich etwas übersehen, etwas nicht wahrgenommen, mir etwas vorgemacht? War ich einfach nur ein unwissendes Kind, eine ahnungslose Jugendliche gewesen? Hatte es „mein Jugoslawien“ je gegeben?

8.

Als Historikerin habe ich mich stets in irgendeiner Weise mit der Geschichte des Balkans und des südslawischen Raums befasst – mit „der Region“, wie es mittlerweile eingängig heißt. Lange tat ich dies aus zeitlich sicherer Distanz, indem ich mich vor allem mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts oder auch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschäftigte. Es hat fast zwanzig Jahre gedauert, ehe ich mich der Geschichte des

sozialistischen Jugoslawiens zuwenden konnte – jenes Jugoslawiens, das ich selbst erlebt und in dem ich die Sommermonate meiner Kindheit und Jugend verbracht hatte. Heute frage ich mich: Lässt sich ein Jugoslawien jenseits von Nostalgie oder Nationalismus denken? Wenn ich heute Serbokroatisch spreche, dann heißt es Serbisch. Wenn ich heute nach Jugoslawien fahre, dann heißt es Serbien. Und wengleich einiges an das Jugoslawien meiner Kindheit und Jugend erinnert, so ist

DER KRIEG HAT MEINE ERINNERUNG VERUNSICHERT UND VERÄNDERT, UND FAST WÄRE ES IHM GELUNGEN, MICH DARAUS ZU VERTREIBEN.

dieses definitiv nicht mehr vorhanden; es hat aufgehört, zu existieren. Heute heißt meine Heimat Wien – um diese Heimat, in der ich aufgewachsen bin, zu erkennen und anzuerkennen, um sie wahrzunehmen und wahrhaben zu wollen, musste ich einen Umweg nehmen, der über Barcelona führte, aber das ist eine andere Geschichte. Nur soviel dazu: Das eingangs zitierte Buch „Die Kultur der Lüge“ von Dubravka Ugrešić habe ich während meines Barcelona-Aufenthaltes geradezu verschlungen.

9.

Ich bin nur schwer aus Wien fortzubewegen. Doch manchmal besteige ich die Zeitmaschine und reise in das Jugoslawien meiner Kindheit und Jugend, ein Jugoslawien der Freiheit und Unbeschwertheit, das Jugoslawien meiner Erinnerung. Die Erinnerung, sagt Jean Paul, sei das einzige Paradies, aus dem man nicht vertrieben werden könne. Der Krieg hat meine Erinnerung verunsichert und verändert, und fast wäre es ihm gelungen, mich daraus zu vertreiben. Meine Tochter wächst in einer Welt auf, in der es kein Jugoslawien mehr gibt; sie wächst in einer Welt auf, in der Jugoslawien Geschichte ist, eine Erinnerung, die ich ihr einmal erzählen werde. Es ist gut, ein Paradies zu haben, werde ich dann zu ihr sagen. Es ist gut, mehrere Heimaten zu haben.

HEIMATEN VERLIEREN UND FINDEN. ELF THESEN.

These eins. „Es ist nicht gut, keine Heimat zu haben.“
(*Jean Améry*)

These zwei. Es ist gut, mehrere Heimaten zu haben.

These drei. Es ist nie gut, eine Heimat zu verlieren; es ist immer gut, eine Heimat zu finden.

These vier. Heimat ist vielfältig; Heimaten sind viele: berufliche Heimat, politische Heimat, intellektuelle Heimat, sprachliche Heimat, religiöse Heimat, Erinnerungen, Kindheit, Menschen, Familie, Orte, etc.

These fünf. Heimat ist ein Gefühl der Zugehörigkeit.

These sechs. Heimat bzw. Heimatlosigkeit schafft Unterschiede. Oder in den Worten Jean Amérys: „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.“

These sieben. Heimat entsteht mit der Angst vor ihrem Verlust.

These acht. Heimat liegt in Raum und Zeit.

These neun. Heimat ist/hat ein Geheimnis.

These zehn. Heimat ist nicht gegeben; sie ist ein aktiver Aneignungsprozess.

These elf. Heimat ist eine existenzielle Grunderfahrung und betrifft uns als solche alle.

These eins. „Es ist nicht gut, keine Heimat zu haben.“
(*Jean Améry*)

These zwei. Es ist gut, mehrere Heimaten zu haben.

These drei. Es ist nie gut, eine Heimat zu verlieren; es ist immer gut, eine Heimat zu finden.

These vier. Heimat ist vielfältig; Heimaten sind viele: berufliche Heimat, politische Heimat, intellektuelle Hei-

mat, sprachliche Heimat, religiöse Heimat, Erinnerungen, Kindheit, Menschen, Familie, Orte, etc.

These fünf. Heimat ist ein Gefühl der Zugehörigkeit.

These sechs. Heimat bzw. Heimatlosigkeit schafft Unterschiede. Oder in den Worten Jean Amérys: „Man muß Heimat haben, um sie nicht nötig zu haben.“

These sieben. Heimat entsteht mit der Angst vor ihrem Verlust.

These acht. Heimat liegt in Raum und Zeit.

These neun. Heimat ist/hat ein Geheimnis.

These zehn. Heimat ist nicht gegeben; sie ist ein aktiver Aneignungsprozess.

These elf. Heimat ist eine existenzielle Grunderfahrung und betrifft uns als solche alle.

DR.^{IN} NATASCHA VITTORELLI

ist Psychotherapeutin in Ausbildung unter Supervision; Stipendiatin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Projektassistentin am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien.

Der vorliegende Text wurde erstmals in Driesch. Zeitschrift für Literatur & Kunst, Nr. 10 (Juni 2012) abgedruckt.